

Plauderstübchen

Wochenbeilage zum „Rbeingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Die wahre Liebe opfert sich.

Roman von Erich Friesen.

Schluss.

Nachdruck verboten.

Welche davon war denn eigentlich Schwester Virginia? ... Ach ja, die große in der Mitte ... Die schaute noch am besten aus von allen —

Ganz vertieft in das Studium der einzelnen Gesichter, merkte sie nicht, wie die Tür sich geöffnet hatte und Hans-Joachim eingetreten war. Bis sie ihn plötzlich verwundert fragen hört:

„Was tust du denn da, mein kleines Mädchen? ... Ein Bild?“

Schuldbewußt fuhr Elly herum. Heiße Röte stieg ihr in die Stirn.

„Ja,“ stotterte sie.

„Was für ein Bild?“

„Schwester Virginia.“

„So —? Gänster wollte doch nicht, daß es jemand sieht! Bege es wieder in die Mappe, Elly! Und dann komm hinunter in den Garten! Die Sonne scheint so warm, und die Vögel singen ihr Abschiedslied, bevor sie demnächst hinausziehen nach wärmeren Ländern. Komm!“

Er legte den Arm um ihre Taille und wollte sie mit sich nehmen.

Da fiel sein Blick auf das Bild, das Elly noch immer in der Hand hielt.

Er starrte — starrte —

Seine Pupillen vergrößerten sich. Seine Arme sanken schlaff herab.

„Was ist dir, Hans-Joachim?“ rief Elly angstvoll, ihm über die Stirn streichend, auf der kalter Schweiß perlte.

„Nichts, nichts!“ wehrte er ab, bleich bis in die Lippen hinein. „Ich sah ein Gespenst. Klümmere dich nicht um mich, Elly! Meine Nerven sind erregt.“

Und hastig verließ er das Zimmer.

Seine Braut blickte ihm verstimmt nach. Schon wieder diese unglückselige Schwester Virginia! Alles stellte die aber auch auf den Kopf!

Vergerlich stampfte Elly mit dem Fuß auf und warf das Bild in die Schreibmappe.

Fort damit! Sie mochte es nicht mehr sehen!

Den ganzen Abend über stiel es Frau v. Soltan auf, daß die Verlobten einander mieden. Elly lief mit rotverweinten Augen herum und Hans-Joachim sah aus — sah aus — die brave Majorswitwe fand dafür gar kein passendes Wort.

Erleichtert atmete sie auf, als Hans-Joachim, früher als sonst, aufbrach und sie wieder allein war mit ihren Kindern. Was war nur geschehen?

Auf ihre Frage brach Elly aufs neue in Tränen

aus, verweigerte aber jede Auskunft. Das arme Mädchen hätte ja auch nichts Positives zu sagen gewußt; sie fühlte nur, daß etwas in der Luft lag, etwas Finsternes, Dräuendes, Unerklärliches, das imstande war, ihr Glück zu begraben — und daß dieses Furchtbare mit Schwester Virginia zusammenhing. —

Hans-Joachim selbst verbrachte eine schlaflose Nacht.

Noch wußte er nicht, was denken, was hoffen, was fürchten ... Wie ein Chaos wirbelten die Vermutungen in seinem Hirn herum.

Nur eines stand fest: auf jenem Bilde befand sich

Ruth! — Seine Ruth! Und die strenge Abgeschlossenheit, mit der Schwester Virginia sich bei ihrem Hirschen umgeben hatte, ihr plötzliches nächtliches Verschwinden, das einer Flucht ähnlich sah, bestärkte ihn in Mutmaßungen, die ihm das Blut mit rasender Geschwindigkeit durch die Adern jagten.

Wäre doch Dr. Landvogt jetzt da! Er, der kühle, klug berechnende, streng abwägende Jurist — er würde ihm raten können, was tun in diesem seltsamen Fall! Daß auch der gerade verreist sein mußte, ohne seine Adresse zu hinterlassen! ...

Hans-Joachim gewann es nicht über sich, am nächsten Tage nach Beshendorf herüber zu fahren. Er fühlte, wie schon die bloße Möglichkeit, seine Ruth sei noch am Leben, all seine tiefen, leidenschaftlichen Empfindungen für sie wieder mit elementarer Gewalt hervorbrechen ließ. Seine Zuneigung zu der kleinen munteren Elly zerrann dabei in nichts.

Nein, erst mußte er Gewißheit haben, mußte er mit sich ins Klare kommen, bevor er den Soltan wieder unter die Augen trat!

Und er erfand eine Ausrede, um seiner Braut für die nächsten Tage sein Nichterscheinen glaubwürdig zu machen.

Dieser allgemeine Zustand des Hangens und Bangens sollte nicht gar lange dauern.

Am nächsten Tage schon hielt Hans-Joachim eine Depesche in den Händen, die all seinem Hoffen, seinem Zweifeln und Befürchten mit einem Schlage ein Ende machte.

Die Depesche lautete:

„Ruth aufgefunden. Todesnachricht Irrtum. Kommen Sie sofort mit Elly St. Elisabeth-Sanatorium Arosa. Ruth im Sterben. Landvogt.“

XXIV.

Abenddämmerung.

Soeben war der Zug in den Bahnhof von Arosa eingelaufen. Ringsum Gemüth und hastiges Leben und Treiben. Gestikulieren, Schwadronieren in den verschiedensten Sprachen.

Dr. Fritz Landvogt stand auf dem Bahnsteig und spähte furchend umher. Bis er plötzlich mit ausgestreck-

ten Händen auf einen Herrn und eine junge Dame zuette, die soeben einem Abteil 1. Klasse entstiegen waren.

„Willkommen, Treskow! Grüß Gott, Ely!“

„Es ist nicht zu spät, Landvogt?“

Hans-Joachims Stimme klang angstvoll, wie atmlos. Sein Gesicht war erschreckend bleich.

„Nein. Eine schwere Lungenentzündung verbunden mit schwerer Influenza. Die Krankheit hatte nach Annahme des Arztes ihren, durch ihre hingebende, ruhelose Pfllegetätigkeit, geschwächten Körper elementar ergriffen, als sie auf der langen Rückfahrt in die Anstalt sich in einem zugigen Eisenbahnabteil befunden hatte.“

„Gott sei gedankt! Sie lebt!“

Nichts weiter fragte der eine. Nichts weiter erzählte der andere.

Nur hin zu ihr, die so mächtig in das Leben dieser beiden Männer eingegriffen hatte! Hin zu ihr, die dort oben im St. Elisabeth-Sanatorium mit dem Tode rang. Kein anderer Gedanke hatte mehr Platz im Herzen der Schwergeliebten.

Und das junge Mädchen, dem man vor Beginn der Reise nichts weiter gesagt hatte, als daß Schwester Virginia im Sterben läge und sie und Hans-Joachim zu sehen wünsche, ging still neben den beiden schweigenden Männern her. Ihr kleines Herz pochte ungestüm. Sie begriff noch nichts; aber eine Ahnung sagte ihr, daß die nächsten Stunden über ihr Schicksal entscheiden würden.

In einem der größten, lustigsten Zimmer des Sanatoriums ruhte, sorgsam in warme Decken eingehüllt, im Lehnstuhl, den man aus Fenster geschoben hatte, Schwester Virginia oder vielmehr — Ruth v. Treskow. Sie hatte sich ganz in Weiß kleiden lassen.

An ihrer Brust duftete ein Strauß vollausgeblühter, dunkelroter Rosen.

Wie weltverloren blickten die übergroßen Augen hinaus in die herbstliche Landschaft . . .

Knisterndes rotes Laub auf Waldwegen. Halbverwelkte Astern und Georginen an moosbewachsenen Gehängen. Die und da bereits kahle Baumzweige, an den nahenden Winter gemahnend. Und dahinter, in der Ferne, die kühle weiße Pracht der Schneeberge. Spätherbststimmung . . .

Ein resigniertes Lächeln teilte für einen Moment die Lippen der todesbleichen Frau.

„Alles muß sterben in der Natur,“ murmelte sie leise vor sich hin. „Endlich wird auch mir diese Wohltat zuteil. Wie hat es doch Gott der Allmächtige in seiner Weisheit gut gemacht, daß er mich zu sich ruft! Noch einmal hätte ich den Kampf nicht auf mich nehmen können — meine Kraft war zu Ende —“

Eilige Schritte weckten sie aus ihrer Versunkenheit. Jetzt öffnet sich die Thür.

Ihre umflorten Augen sehen wie durch einen Schleier einen Mann rasch eintreten.

„Ruth! Meine Ruth!“

„Hans-Joachim!“

Wie ein Hauch zittert es über ihre Lippen. Ihre kraftlosen Arme heben sich — ihm entgegen.

Da ist er auch schon bei ihr und sinkt vor ihr nieder und schlingt die Arme um die gebrechliche Gestalt und bettet das müde Haupt an seine Brust — —

Den ganzen Abend überließ man die Beiden allein aneinander. Als einen nahen Verwandten der Sterbenden war Hans-Joachim dem Anstaltsarzt von Dr. Landvogt vorgestellt worden. Und stillschweigend begünstigte man sich mit dieser Erklärung.

Die arme Ely erduldet Folterqualen. Wozu hatte sie die ganze lange Reise zur Schwester Virginia machen müssen, wenn sie nun hier in einem kleinen Zimmer eingesperrt war, bewacht von ihrem Vormund! Einmal wagte sie eine schüchterne Frage. Aber Fritz Landvogt schnitt sie sogleich ab mit den Worten:

„Du wirst es schon noch erfahren, Kind! Nur Geduld!“

Und Ely fragte nichts mehr. Etwas von der furcht-

baren Tragik mancher Menschenschicksale dämmerte in ihrer Kinderseele auf.

Endlich, gegen zehn Uhr abends, wurde ihr mitgeteilt, daß Schwester Virginia sie zu sehen wünsche.

Klopfenden Herzens trat sie ein in das Sterbegemach.

Sie sah eine todesbleiche, ganz weißgekleidete Frauengestalt im Lehnstuhl liegen. Und daneben stand Hans-Joachim — ihr Hans-Joachim, tief-ernst, aber gefaßt.

„Komm näher, Ely!“

Saß furchtsam näherte sich das Mädchen. Kaum wagte sie, die Augen zu den Beiden zu erheben, die ihr in diesem Moment so fremd, so ganz fernstehend, erschienen.

Ruths Blick ruhte prüfend auf den lieblichen reinen Zügen, auf der schlanken Gestalt, die in dem süßfreien, enganschließenden Reifekleid noch ganz unentwickelt und kindlich aussah. Und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer matten Brust. Dann streckte sie die Hand aus, die das junge Geschöpf nur scheu ergriff.

Es schlossen sich die beiden Frauenhände umeinander: die bleiche, überirdische, resignierte Hand, die mit dem Leben abgeschlossen hatte — und die rosige, zaghafte, verlangende Hand, die vom Leben noch alles erhoffte — — die Hand des leidbeladenen, müdegehetzen Weibes, und die Hand des glücklich-begehrenden, kindlich-unbefangenen Mädchens . . .

Nun winkte die schmale, bleiche Hand Hans-Joachims heran und legte die kleine, rosige in die seine.

„Mein Vermächtnis. Denk nicht mit Trauer an mich — Geklebter — sondern mit heller Freude! Ich liebe dich so innig — daß dein Glück mir höher steht, als das meine. Diese kleine Hand hier wird dich glücklich machen — ich weiß es. Wenn ich gestorben bin — wirst du ruhiger werden. Darum sterbe — ich gerne —“

Einige Augenblicke lag Ruth ganz still da. Das lange Sprechen hatte die kranke Lunge erschöpft.

Dann flüsterte sie matt:

„Hans-Joachim — — spiele mir — Mendelssohn's „Es ist bestimmt in Gottes Rat —“! Willst du?“

Er tat, wie ihm geheißen, obwohl ihm das Herz zum Zerspringen voll war von Weh. Und schon nach wenigen Sekunden fluteten die schlichten und doch so ergreifenden Töne aus dem Nebenzimmer zu ihr herüber:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,

Daß man vom Liebsten, was man hat,

Muß scheiden — muß scheiden — —“

Ruth hatte sich ein wenig aus dem Lehnstuhl erhoben. Es war, als ob die matte Lebensflamme noch einmal aufblühte, bevor sie für immer verlöschte. Mühsam, mit unbeschreiblich rührendem Ausdruck in den edlen Zügen, die überirdisch strahlenden Augen durch die weit offene Flügelthür fest auf den Gatten gerichtet, den sie über alles geliebt, den sie nie besessen und für den sie sich geopfert hatte, sang sie ganz leise die Melodie mit — —

Plötzlich — ein schwacher Aufschrei — —

Jäh brach der Gesang ab.

Hans-Joachim sprang vom Klavier auf und stürzte zum Lehnstuhl, die hintenüberstinkende weiße Gestalt mit seinen Armen auffangend — —

Ein letzter Blick — ein Lächeln — —

Ruth hatte aufgehört zu atmen.

XXV.

Zwei Jahre waren vergangen. Unter duftenden Rosen und Immortellen schlief „Schwester Virginia“ den Todesschlaf.

Hans-Joachim hatte den entseelten Körper nach Potsdam überführen lassen und hegte und pflegte das Grab als ein teures Vermächtnis, wobei ihm Ely getreulich half. Ein schlichtes weißes Marmorkreuz schmückte den Hügel mit dem einzigen in Goldschrift erscheinenden Wort:

Beimgefunden!
Der Wildfang Elly war zum Hefempfindenden Weibe herangereift. Ihr höchster Wunsch war es, ihr ähnlich zu werden — „Schwester Virginia“, wie Elly die Tote noch immer nannte, obgleich sie längst von Hans-Joachim in das tragische Schicksal dieser seltenen Frau eingeweiht worden war.

Seit einem halben Jahr war sie Hans-Joachims Gattin. Eine ruhige, mehr freundschaftliche Liebe war es, die beide mit einander verband. Und oft ruhten Ellys Braunaugen forschend auf den ernstesten Zügen ihres Mannes, mit der stummen Frage:

„Bist du glücklich? So glücklich, wie du es einst hofftest, an Ruths Seite zu werden?“

Doch niemals getraute sie sich, diese Frage auszusprechen.

An Ruths Todestag war es.

Hans-Joachim und Elly v. Treskow hatten den Grabhügel besonders schön geschmückt. Das grünte und sproßte und blühte und duftete aus dem rankenden Gesträuch in verschwenderischer Fülle hervor, als wollte die Natur tausendfach ersetzen, was der armen Toten das Leben an Glück ver sagt hatte.

Und hier an Schwester Virginias Grab — da wagte endlich die kleine Elly die bange Frage:

„Hans-Joachim, bist du glücklich? So glücklich, wie die teure Tote es für dich erhoffte?“

Da nahm der Mann den braunen Vorkopf seines jungen Weibes zwischen seine beiden Hände, blickte tief in die lieben, treuen Kinderaugen und erwiderte voll Jungfräulichkeit:

„Ja, meine geliebte Elly — ich bin glücklich. Und wenn doch noch einmal die Erinnerung einen Schatten von Wehmut über mein Glück breiten sollte — brauchst du nur mit deinen rosigten Kinderhändchen die trüben Gedanken von meiner Stirn zu scheuchen und mich anzulachen mit deinem lieben Grüßchenlächeln. Dann leuchtet wieder hellster Sonnenschein über unserm Glück!“

Ein tiefer, befreiender Atemzug hob die Brust der jungen Frau.

In diesem Augenblick war es beiden, als ob die verklärte Hand der Toten über ihnen schwebte und sie segnete.

Das Opfer, das Ruths große wahre Liebe gebracht hatte — es war nicht vergebens gewesen.

Ende.

Der Lederwucher.

Die Aktiengesellschaft Nacher Lederfabrik hat im November 1918 ihr Aktienkapital von 2 Millionen auf 4 Millionen Mark erhöht. Auf dieses verdoppelte Kapital schüttet sie für das Geschäftsjahr 1919 eine Dividende von 40 Prozent aus. Nachdem sie erhebliche Gewinnanteile in allerhand „stillen Reserven“ und in 160 733 Mark Abschreibungen angelegt hat, blieben immer noch 2½ Millionen Mark Reingewinn übrig — also mehr als die Hälfte des verdoppelten Aktienkapitals. Bei den anderen Lederfabriken liegen die Verhältnisse ganz ähnlich.

Die Dividende einer Lederfabrik von 40 Prozent ist Bestätigung des Lederwuchers. Die gesamte Lederindustrie hat Ergebnisse erzielt, die in schreiendem Gegensatz stehen zur Höhe der Schuhpreise; wenn das Leder, dessen wucherischer Verwertung die Regierung untätig zusieht, derart verteuert ist, daß eine Fabrik bei seiner Verarbeitung mehr als die Hälfte ihres Aktienkapitals nach reichlichen Abschreibungen als Reingewinn übrig behält, dann sind allerdings auch die wahnwitzigen Schuh- und Stiefelpreise erklärlich. Wo ist aber hier die gute Ausrede Valuta? Die Nacher Lederfabrik brauchte sich statt mit 40 Prozent mit 20 Prozent Dividende zu begnügen und sie könnte ihren Abnehmern, den Schuhfabriken einen Lederpreis gewähren, der diesen ermöglichte, erheblich billigere Schuhe auf den Markt zu bringen.

Mit moralischer Entrüstung angesichts solcher ungeheurer Zustände ist es nicht getan; das Reichswirtschafts-

amt müßte hier nach dem rechten Leben. Ungeachtet solcher ungeheurer Gewinne an einem der wichtigsten Bedarfsartikel ist es nicht verwunderlich, wenn einer falschen Sozialisierungstendenz und Kapitalfeindschaft in Arbeiterkreisen Vorschub geleistet wird.

Die Scheckbücher der Kriegsgesellschaft.

Eine Viertelmillion unterschlagen.

In Berlin ist der achtzehnjährige Fakturist Kurt Messer aus der Eggenstraße wegen großer Scheckfälschungen mit zwei Freunden verhaftet worden. Sein Geständnis, ungeheuerlich in seinen Einzelheiten, ist nur ein Stück unserer Zeit: er kam mit seinem Gehalt nicht aus und bat um Vorschüsse; sie wurden abgelehnt. Aber er brauchte Geld, unbedingt, und da kam er auf den Gedanken, sich selbst Schecks auszuschreiben. Das war gar nicht schwer. Bei der Gesellschaft lagen die Scheckbücher herum; er riß zunächst ein paar Formulare heraus, und niemand merkte es. Aber um die Sache sicher zu machen, holte er sich ein paar Freunde heran. Mit einem Freunde Paul Schön, der als Banallehrling schon einmal 3200 Mark unterschlagen und dann mit ihm eine Reise ins Riesengebirge gemacht hatte, und einem zweiten, einem Kaufmann Erich Friedrich, haben sie die Fälschungen realisiert. Schön, als „Banalsachmann“, füllte die Summe aus, Messer fälschte die Unterschriften der Vorsteher. Die Schecks wurden auslandslos eingelöst; nach und nach hoben die drei 250 000 Mark ab. Und man lebte „zeitgemäß“; schaffte sich Freundinnen an, bevölkerte die Reppstätten des Westens, ließ sich in der Mohrstraße als reiche Kriegsgewinnler feiern.

Schließlich wurde die Bank (nicht etwa die Gesellschaft!) aufmerksam, und die Gesellschaft entließ — den Prokuristen. Messer sah ruhig zu, wie der alte Beamte sein Brot verlor. Er beschaffte sich jetzt ein ganzes Scheckbuch. Auch das wurde nicht gemerkt! Dann kündigte Messer seine Stellung zum 1. April; er gedachte noch einen letzten, großen Schlag zu tun und sich dann ganz vom Geschäft zurückzuziehen. Man stellte einen Scheck über 250 000 Mark aus und ließ ihn abheben. Aber diesmal ging die Sache schief. Die Bank (nicht etwa die Gesellschaft) schöpfte Verdacht und ließ den Erheber des Geldes festnehmen.

Der Verlust der Kriegsgesellschaft dürfte endgültig sein; wer ihn als letztes Opfer trägt, bleibt eine offene Frage. Aber die Untersuchung dieses Falles sollte, nach gesundem Menschenverstand, auch auf die Geschäftsführung der Gesellschaft ausgedehnt werden. Wenn auch moralische Mitschuld strafrechtlich nicht zu erfassen ist.

Vermischtes.

Ein Reichswehrwitz über die Rapp-Regierung wird von einem Dresdener Mitarbeiter dem „Täglichen Korresp.“ erzählt. Um sich etwas über die Stimmung der sächsischen Reichswehr zu unterrichten, fragt: „Koste dieser Tage einen Reichswehrposten um seine und seiner Kameraden Meinung. Frimütig gab der biedere Sachsen zur Antwort: „Och, da brauchen me keine Bange zu haaken. Dos is nár (nur) vorübergehend. Wenn die Kappseite märken, dos mir nich mitun und dos de Endende nich will un de beitschen Arweider nich mit er (ihr) ze dun ham wollen, dann hanfen se ganz von alleene ab, de Br'eder. Säben Se, so lange Kapp in Bärkin sibt, so lange sin mir hier äwen nor ne „verkappte“ Regierung un wenn er gäht, sin mer wieder ne wirklich!“

„Dressierte“ Bienen. In einem Vortrag, den General Lettow-Vorbeck dieser Tage in Nürnberg hielt, erzählte er auch eine kleine Anekdote, die geeignet ist, die Fabel von den angeblich „dressierten“ Bienen der Deutsch-Ostafrikaner gründlich zu zerstören. Man erinnert sich, daß zu Anfang 1915 die Engländer westlich Dar-es-Salaam eine vernichtende Niederlage erlitten; sie verloren über 8 000 Mann, mehr als die

deutsche Schutztruppe überhaupt stark war; die Deutschen hatten mehrere Tage lang mit der Beerdigung der auf dem Schlachtfeld zurückgelassenen Toten zu tun. In London konnte man die Ungeheuerlichkeit zunächst gar nicht glauben. Wie war es möglich, daß eine so wohl- ausgerüstete Truppe trotz ihrer zahlenmäßigen vielfachen Ueberlegenheit von einem so schwachen Häuflein so vernichtend geschlagen werden konnte? Endlich fand man des Räthels Lösung: Nicht die Deutschen hatten den Sieg errungen, sondern, wie die „Times“ und ihre Nachbeter im englischen Zeitungswald verkündeten, die „dressierten Bienen“. Diese „dammes Germans“ hatten Bienenschwärme ausgebildet, welche sich auf die armen nichtsahnenden kritischen und indischen Soldaten stürzten; und — natürlich — wer von einer Biene gestochen wird, der kann nicht schießen. Dieser Fabel, die schon damals in der deutschen Presse mit einem Augurenhäkeln wiedergegeben wurde, rückte nun Lestow-Vorbeck gründlich zu Leibe. Die Sache war bei weitem einfacher. Infolge der Schieberei stelen auch eine Anzahl von Kugeln in nahegelegene Bienenhäuser. Darüber erbosteten sich die Bienen und sie stürzten sich nun ohne dazu besonders dressiert zu sein, auf die kämpfenden und zwar machten sie keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Der Unterschied bestand lediglich in der Aufnahme der Bienen: Während die Briten ausritten wie Schafschere, achteten die Deutschen, die nicht minder zerstochen wurden, diese Gefahr gering, und so gelang es, das Schlachtenglück auf die Seite der Deutschen zu zwingen.

Das Jubiläum des — Salzherings. In der jüngsten Zeit wurde so oft und so viel vom Hering geredet und geschrieben, daß wir an einem Jubiläum des Salzherings nicht wohl vorüber gehen dürfen. Es sind nämlich jetzt gerade 500 Jahre, ein halbes Jahrtausend her, daß der Salzhering sozusagen erfunden wurde. Die „Erfindung“ stammte von einem einfachen Fischer Willem Beutelsz, auch Willem Böfel genannt, der zu Biervliet im seeländischen Flandern lebte, wo er auch um die Mitte des 15. Jahrhunderts starb. Sein Grabmal wird dort noch heute gezeigt. Er „erfand“, wenn man so will, das Einsalzen der Heringe, eine Erfindung, die natürlich den Fischfang viel erträglicher zu machen geeignet war, weil nun auch das Hinterland mit Heringen versorgt werden konnte, während früher besonders reiche Fänge einfach mangels richtigen Absatzes verfaulen oder wider ins Meer geworfen werden mußten. Uebrigens erfand Beutelsz-Böfel nicht nur den Salzhering, sondern auch die Räucherheringe; er empfahl nämlich, die nach Bartholomäi gefangenen Heringe leicht einzusalzen, in Salzwasser einen Tag liegen zu lassen, sodann zu spießen und in besonderen Räucheröfen einen Tag zu räuchern. Heute denkt wohl kaum mehr jemand, der sich einen Räucherhering unter dem Namen „Bückling“, „Böling“, „Böking“ oder „Pöding“ kauft, daran, daß der Name von dem holländischen Fischer Willem Beutelsz stammt. Die wenigsten werden auch wissen, daß die Methode des Einsalzens und dadurch vor Fäulnis Bewahrens vom Salzhering auch auf Schweinefleisch und Rindfleisch, das man längere Zeit aufbewahren wollte, übernommen wurde, wozu noch heute zur Erinnerung an den Erfinder das Zeitwort „bölein“ oder, wie heute zumeist gesagt und geschrieben wird „pölein“ mahnt.

Die bestbezahlten Künstler und Artisten.

Die Pariser Zeitung „Exzelsior“ hat sich der Mühe unterzogen, eine Liste aufzustellen, was die Berühmtheiten in Franken verdienen.

Jan Rubelit, Violinspieler, 3 000 den Abend.

Charlie Chaplin, Filmschauspieler, 3 350 000 im Jahre.

Anna Pawlowa, Tänzerin 5 00 den Abend.

Caruso, Sänger, 2500 die — Grammophonplatte, 1500 ein Konzert.

Edmond Jacquelin, Radfahrer, 10 000 für eine Fahrt.

Sarah Bernhardt, Schauspielerin, 5 000 den Abend.
Saint Yves, Schnelligkeitsläufer, 30 000 den Abend.
Jim Jeffries, Boxer, ½ Million für den Wettkampf.

Jeß Willard, Boxer, das gleiche.

Ganz, Kraftwagenfahrer, 250 000 für ein Rennen.

Schon dies: kleine Auswahl — wir haben nur Namen erwähnt, die auch deutschen Lesern mehr oder minder bekannt sind, zeigt, daß der Sportsmann mehr gilt als der Artist, der Artist mehr als der Virtuoso und der Virtuoso noch immer ein Quäntchen besser bezahlt wird als der Künstler.

Nicht jeder stiehlt. Das von Stefan Großmann herausgegebene „Tagebuch“ erzählt die folgende zeittröstliche Geschichte: Tatsachen trösten mehr als Gedanken. Am 5. März mittags ist einer alten Dame in einem Hause auf dem Bahrischen Platz in Berlin-Schöneberg eine Ledermappe mit 24 000 Mark entrisen worden. Zwei Räuber waren der alten Frau von dem Bankgeschäft bis zu ihrer Wohnung nachgeschlichen. Auf der Treppe entrißen sie ihr die Mappe und rennen davon. Die alte Dame, beherzt, um ihr Geld besorgt, stürzt den Räubern schreiend nach. Sofort entzieht auf dem Bahrischen Platz Halloh, Geschreie, Gerenne. Der Räuber mit der Ledertasche bahnt sich mit einem Revolver Bahn. Doch schon sind seine Verfolger hinter ihm. Da öffnet er die Ledermappe und streut die Tausendmarkscheine unter die Leute. Die Verfolger stürzen über die braunen Lappen. . . . Inzwischen, trotz Schießens wird der Spitzbube vom Polizisten festgehalten und ins Gefängnis gebracht. Dort untersucht man ihn. Er hat von den 24 000 Mark nur mehr 8000 Mark bei sich. Nun denkt die Frau, die restlichen 16 000 Mark sind verloren. Der Dieb hat seine Verfolger zu bestechen versucht und er hat sich über das innere Wesen des Berliners von 1920 nicht getäuscht. . . . So denkt die alte Frau und klagt im Morgenblatt der „Vossischen Zeitung“ Aber schon am Abend muß die „Bos“ bekennen, daß ihre misanthropische Auffassung vom Berliner Menschenschlag 1920 nicht berechtigt war. Der alten Frau sind von den 16 000 Mark, die der Räuber seinen Verfolgern zuwarf, 15 000 Mark zurückgestellt worden. Die Leute, die sich um die Scheine halgten, sind nicht zu Dieben geworden. Sie haben die Banknoten im Polizeirevier abgeliefert. Nur ein einziger Tausendmarkschein fehlte, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Schein vom Wind vertrieben worden, wahrscheinlich in eine Kellerlücke verfliegen ist. Freilich geschah dies alles bei hellem Licht, am Mittag, auf dem Bahrischen Platz. Einer sah dem anderen auf die Finger. Auch unterlag der einzelne der spontanen Massensuggestion zugunsten der Verurteilten. Immerhin, der Tatbestand erquält, noch sind nicht alle Diebe.

— **Die Laufbahn bei der Reichsbank.** Die Laufbahn der Reichsbank-Beamten ist dahin geändert, daß für den mittleren Dienst nicht mehr die Reife für die Prima eines Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, sondern nur noch die Reife für die Oberstufe dieser Schulen verlangt wird. Jedem Beamten wird ermöglicht, nach Nachweisung der Befähigung und nach Bewährung im Dienste auch in die höheren Stellen aufzurücken. Die sonstigen Vorbedingungen für den Eintritt bei der Reichsbank sind die gleichen geblieben, namentlich, daß der Anwärter in einem Bank- oder in einem anderen namhaften Handlungshause mindestens 3½ Jahre kaufmännisch tätig gewesen sein muß und bei der Einberufung nicht über 26 Jahre oder, wenn er seiner Militärpflicht genügt hat, nicht über 27 Jahre alt sein darf. Kriegsteilnehmer können um die Dauer der Kriegsdienstzeit älter sein. Den jungen Kaufleuten bietet sich somit die Gelegenheit zum Eintritt in einen Beruf, der — besonders nach der in Kürze zum Abschluß gelangenden Pensionsreform — ein ausreichendes Auskommen gewährleistet wird. Die Gelegenheit ist um so günstiger, als die Anwärter zurzeit Aussicht auf sofortige Einstellung haben. Bewerbungen sind an den Präsidenten des Reichsbankdirektoriums in Berlin zu richten.